

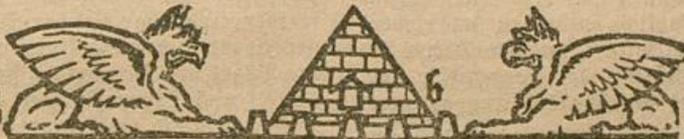
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

25.12.1921 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 52  25. Dez. 1921

Martin Dibelius / Die astrale Christus-Mythe.

Mit dem Stichwort „Christus-Mythe“ pflegt man die Meinung zu bezeichnen, daß die Anfänge des Christentums nicht mit dem Auftreten einer geschichtlichen Person zusammenhängen, daß Jesus Christus nie gelebt habe, und daß Mythos sei, was man von ihm erzähle. Diese Meinung ist seit dem 18. Jahrhundert immer wieder einmal aufgetaucht; sie stützte sich jeweils auf verschiedene Gründe — auf eine starke Skepsis gegenüber den Evangelien und ihrem wunderhaften Charakter, auf die Entdeckung außerchristlicher Parallelen zu neutestamentlichen Erzählungen oder auf die „marxistische“ Ueberzeugung, daß eine Bewegung wie das Christentum anderen Einflüssen entstammen müsse als denen eines geschichtlichen Personenlebens. Der Forscher aber, der mit seinem zweibändigen Werk „Die Christusmythe“ die letzte große Diskussion der Frage, etwa ein halbes Jahrzehnt vor dem Kriege, angeregt hatte, der Karlsruher Arthur Drews, ist von der Philosophie ausgehend zum Bestreiter der Geschichtlichkeit Jesu geworden, um durch ihre Beseitigung einer neuen Metaphysik Raum zu schaffen. Die Menschheit Jesu erscheint ihm als die Quelle aller Widersprüche, an denen das Christentum krankt, denn sie habe die neue vom Christentum in das Menschheitsbewußtsein eingeführte Idee der Gottmenschheit völlig verdorben. Aufgabe unserer Zeit sei es, auf diesen wesentlichen Grundgedanken der christlichen Religion zurückzugehen und die metaphysische Erlösungslehre des Christentums „in einer dem heutigen Bewußtsein entsprechenden Weise näher durchzubilden“. (Christusmythe I, (1910) S. 216, 225.)

Man muß immer wieder an dieses leitende Interesse der Drews'schen Christusmythen-Bewegung erinnern, weil Drews selbst alles getan hat, um es in den Hintergrund zu drängen. Er ist in Volksversammlungen gegangen, um zu beweisen, daß Jesus nicht gelebt hat — und dürfte sich nun nicht wundern, daß man anders gestimmte Volksmassen auch gegen ihn in den Harnisch brachte. Der dabei auf allen Seiten zutage tretende Erregungs- und Stimmaufwand war der Sache, um die es ging, nicht eben nützlich und verhinderte es geradezu, daß über der geschichtlichen Frage „hat Jesus gelebt?“ das andere, Drews ursprünglich viel näher liegende Thema zu seinem Recht kam, das viel zarter anzufassende und viel weniger für Volksversammlungen geeignete Problem, wie sich die Religion und zumal das Christentum zur Geschichte verhalte. Dieser Ausgangspunkt der Debatte geriet nahezu in Vergessenheit. Drews selbst legte Wert darauf, für eine historische These zu kämpfen und als Historiker beurteilt zu werden.

An solcher Beurteilung hat es auch nicht gefehlt. Vor allem mußte Drews gesagt werden und ist ihm gesagt worden, daß seine damalige Beweisführung der Methode entbehrte. Er sammelte ziemlich kritiklos aus der vorhandenen Literatur allerlei Mißtrauensvoten gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, stellte Beweise der verschiedensten Art und Richtung zusammen, unterließ es aber, aus Eigenem den Nachweis zu führen, den jeder erbringen muß, der eine umfangreiche Ueberslieferung in Bausch und Bogen verwirft: er unterließ es, die Existenz dieser Ueberslieferung befriedigend zu erklären. Der Effektizismus seiner Beweisführung verhinderte ihn daran, seine These schöpferisch und konstruktiv zu vertreten.

Nun hat Drews in einem neuen Werk*) den Versuch unternommen, unser ältestes Evangelium, das des Markus, Abschnitt für Abschnitt zu analysieren und im Geist seiner Mythentheorie zu erklären. Im Sinn der sonstigen Debatte ist es gewiß erfreulich, daß Drews seinen Standpunkt jetzt zum ersten Mal in solcher Weise zu unterbauen versucht; denn nun erst werden Einzelheiten seiner Mythentheorie diskussionsfähig — und dergleichen ist immer in irgendeiner Weise förderlich für die Wissenschaft. Einen anderen Maßstab aber als den wissenschaftlichen will ich an das Buch nicht legen, darum vermeide ich es, auf die Charakterfehler des Buches, vor allem des Vorworts, näher einzugehen, auf die unfeine Bemerkung über den toten Bonifat, auf das ausschließliche Vorbeireden an F. W. Foerster und auf die Vorwürfe gegen die Philologen. Solche Entgleisungen erklären sich aus der Bitterkeit eines oft verfeinert und verkannten Gelehrten, der sich weniger durch Bekämpfung als durch Nichtbeachtung verletzt fühlt (wobei denn freilich doch zu bemerken wäre, daß er selbst den neueren stilkritischen Bemühungen um die Evangelien dieselbe Nichtbeachtung widmet).

Das Ergebnis seines Werkes faßt Drews selbst in die Worte zusammen: „Das Leben des Heilands, wie Markus es erzählt, ist eine reine Dichtung, entworfen im engsten Anschluß an das Alte Testament, an die Vorbilder eines Abraham, Moses, Elias, Elisa, Jona und die sog. messianischen Weissagungen der Propheten, ausgeführt im Hinblick auf den Gang der Sonne durch die Tierkreiszeichen und die zu diesen gehörigen Begleitsternbilder. Er nimmt also eine doppelte Quelle der Mythenbildung an, das Alte Testament und den gestirnten Himmel.“

*) Arthur Drews, Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu. Mit 12 Abbildungen und 12 Sternkarten. Jena, Eugen Dieckhofs 1921. — 320 S. Brosch. 60 M., geb. 75 M.

Die erste ist nicht gerade neu entdeckt, sondern seit David Friedrich Strauß viel benutzt und reichlich überschätzt worden. Es erscheint seltsam, daß immer wieder auf alttestamentliche Parallelen zu urchristlichen Sagen verwiesen wird, während anderwärts das Material viel reicher und besser zutage liegt. Irgendwie muß an dieser Einstellung des Blicks doch die herkömmliche Beschränkung des Laien-Interesses auf die biblischen Bücher schuld sein. Die Sagenforschung darf sich natürlich nicht an die Grenzen des kirchlichen Kanons halten und hat denn auch, gerade in den letzten Jahren mit besonderem Erfolg nachweisen können, daß — wo in neutestamentlichen Erzählungen Wanderjagen oder auch nur übernommene Sagenmotive zu vermuten sind — die Parallelen, d. h. die Geschwister oder Ahnen der urchristlichen Geschichten, weit eher in der außerbiblisch-jüdischen oder in der außerjüdischen Sagenwelt zu finden sind als im Alten Testament. Das gilt z. B. vom Taufwunder wie vom Tod des Johannes, von dem Dämon und den Schweinen, wie von der Münze im Fischmaul, vom Seewandeln, vom armen Lazarus, wie von der Hochzeit zu Kana. Eine Ausnahme scheint nach unserer jetzigen Kenntnis der Dinge nur der eine Abschnitt der Evangelien-Erzählung zu machen, der eine zusammenhängende Darstellung geben möchte und schon darum eine gesonderte Beurteilung verdient, die Leidensgeschichte. Hier hat man schon längst beobachtet, wie stark alttestamentliche Züge die Erzählung beeinflussen. Die anderen Ableitungen aus dem Alten Testament aber sind z. T. recht umständlich, entbehren der Uebersetzungskraft und schwächen die Sicherheit, mit der Drews die eigentliche Stütze seiner Mythentheorie verwendet, die Theorie vom astralen Hintergrund des Markus-Evangeliums.

Es handelt sich dabei nicht um die Behauptung, daß einzelne evangelische Erzählungen Astral-Mythen sind oder astral-mythisches Gut enthalten, sondern Drews bemüht sich — auch hierin nicht ohne Vorgänger — um den Nachweis, daß die von Markus erzählte Geschichte Jesu einem dreimaligen Rundgang der Sonne durch den Tierkreis entspricht und daß jede Geschichte ein astrales Motiv enthält, mit dem auf die jeweilige Konstellation hingewiesen wird. Das Befremden, mit dem der heutige Leser einer solchen Theorie gegenübertritt, ist mindestens von vornherein nicht angebracht. Denn der antike Mensch fühlte sich in ganz anderem Maße von den Sternen abhängig als wir, denen der gedruckte Kalender den himmlischen erseht, denen Häuser und Mauern das Blickfeld verengen und denen künstliches Licht den Eindruck astraler Lichtfülle verdirbt. Es ist also nicht nur gut möglich, daß aus den Geschehnissen des Sternenhimmels ein großer Mythos herausgesponnen wurde, sondern auch, daß antike Leser der Andeutungen mythischen Geschehens in Erzählungsmotiven wenigstens bis zur Ahnung des astralen Sinns inne wurden. Alles hängt davon ab, daß die Erzählung des Markus und die Wanderung der Sonne sich zwanglos parallelisieren lassen, daß der von Drews gefundene Schlüssel schließt, ohne daß man ihm den Bart verbiegt.

Ich habe allerdings den Eindruck, daß es nicht ohne große Gewalttätigkeiten abgeht. Man nimmt die beigegebenen Himmelskarten zur Hand und vergleicht das Evangelium. Seine Einleitung wird etwas umständlich mit dem Ausgangspunkt des Sonnenlaufs, dem Sternbild des Steinbocks, in Beziehung gesetzt. Es folgt der Wassermann, d. h. Johannes der Täufer. Dann tritt die Sonne in das Zeichen der Fische — die Berufung der ersten Jünger, der Menschenfischer, bildet die Parallele. Aber nun hat die einfache Parallelisierung ihr Ende. Denn nun tritt die Sonne in das Zeichen des Widder, und Jesus heilt in der Synagoge einen Dämonischen. Nur sehr künstlich gelingt diesmal die Verbindung von irdischem und himmlischem Geschehen: wenn die Sonne in den Widder tritt,

so bricht sie die Macht der Wintergestirne, die sich zum Untergang rüsten; zugleich mit dem Widder aber geht das Bild des Perseus auf, der das Medusenhaupt in der Hand trägt, und dieses wieder galt als unheilbringender böser Geist — daher der Dämonische. Und so geht es weiter. Wenn die Sonne in den Stier tritt, heilt Jesus den auf die bekannte Weise durchs Dach auf einer Bahre zu ihm heruntergelassenen Gelähmten. Ueber den entsprechenden Vorgang am Himmel erfahren wir, daß der „Fuhrmann“ sein linkes Bein durch die Milchstraße hinaufzieht (oder hinabstößt?), sie also zu durchbrechen scheint, während sich zu gleicher Zeit der Wagen im unteren Meridian befindet, der heute noch im Arabischen die Bahre heißt. Der Gelähmte selbst ist aber vielleicht nicht der Fuhrmann, sondern Orion, der wegen der verzogenen Stellung seiner Gürtelsterne zu hinken scheint. Am tollsten wird das Durch- und Nebeneinander astraler Ableitungen bei der astralen Analyse des Gleichnis Kapitels (Markus 4). Die Sonne ist ins Zeichen der Waage getreten. Argo, der himmlische Kahn, senkt sich abwärts: Jesus betritt das Schiff, das ihn der Menge entziehen soll. Das Sternbild des Bootes mit der Sichel ist aufgegangen — da haben wir die agrarische Figur, die wir für das Säemannsgleichnis brauchen. Ferner ist auch der Rabe aufgegangen, der auf der Wasserchlange, dem himmlischen Weg, steht und dort zu picken „scheint“: da haben wir die Vögel, die das auf den Weg gefallene Saatgut aufspicken. Außerdem ist der Schwan — zwar noch nicht sichtbar, wird es aber demnächst werden, und zwar auf der Milchstraße, die auch als Baum vorgestellt wird: das Senfkorn wird im Gleichnis zum Baum, und die Vögel des Himmels nisten in seinen Zweigen. Die Freudigkeit und Skrupellosigkeit der Auswahl, die Drews hier betätigt, wird ihn wohl kaum bei irgend einer Geschichte im Stich lassen, und es wird wohl kaum eine Konstellation geben, zu der sich nicht in irgend einer beliebigen Geschichte des Markus-Evangeliums eine Entsprechung ähnlich schlagender Art aufreiben ließe!

Was mir aber noch wichtiger erscheint als die Mangelhaftigkeit der Beweisführung im einzelnen, das ist die Unsicherheit ihrer Voraussetzung. Giebt daß Drews recht hätte, so wäre das Leben Jesu ein großer Mythos, dessen Pointe in der astral bedingten Reihenfolge der Geschichten läge. Denn alle Entsprechung hinge ja davon ab, daß das Nacheinander der Erzählungen die Folge der astralen Situationen darstellte. Nun sind nicht nur die andern Evangelisten vor kleinen und großen Umgruppierungen der Markus-Erzählungen nicht zurückgeschreckt; vor allem bezeugen diese selbst mit ihren häufig noch vorhandenen Anfängen und Schlüssen, daß sie ursprünglich isoliert umgingen, daß erst der Evangelist sie zu einem Mosaik zusammenfügte, daß mithin ihre Reihenfolge etwas Sekundäres ist, daß also aus der Reihenfolge nicht ihr mythischer Charakter abgeleitet werden kann.

Um diese Erkenntnisse zu gewinnen, muß man freilich auf die literarische Art der Evangelien mehr Acht haben als es Drews tut. Philologie der Quellen ist etwas, was keinem Historiker erlassen werden kann. Drews wird nicht müde, Theologen, Philologen und Historikern die schwersten Vorwürfe zu machen, weil sie mit ihrer psychologisierenden Art die Problematik der Ueberlieferung mehr zugebedeckt als erklärt hätten. Es würde mir übel anstehen, die von Drews gerügten Fehler zu entschuldigen. Aber wenn er auf der vorletzten Seite seiner Darlegungen der literarischen Arbeit an den Evangelien seine souveräne Verachtung bezeugt, weil sie für seinen Standpunkt kein historisches Interesse mehr habe, so muß er sich sagen lassen, daß auf solche Weise nun gewiß nicht die Erkenntnis der Probleme geschärft wird.

Nur die Unentwegtheit eigenen Irrtums wird verstärkt.

Otto K. Albert / Altd deutsches Altarbild.
(Triptychon.)

Maria und Elisabeth.

Sie trugen heimliches Geräusch im Blut
und bargen raschern Schritts ihr saltig Schwanken:
Du sahst die Mütter sich entgegenwanken,
Gefäße reicher Gnade, die nie ruht.

Sie fanden beieinander Hilf und Hut,
wenn sie sich schwesterlich in Arme sanken
und jede die vertraulichsten Gedanken
zusküßternd in das Herz der andern lud.

Arm-selig küßten sie sich, so gesegnet.
Rings war ein Blühen und ein Dufte mild,
sie tröstend mit Verheißung und Erinnern.

Denn wer dem Gott im Mutterleib begegnet,
um den lebt sichtbar schon des Heilands Bild,
der aufsteimt in der Schwester heiligem Innern.

Die Verkündigung.

Es kniete einst beim See an blondem Tag —
und wie ein Fest war alles anzuschauen —
gebetestief die herrlichste der Frauen,
herzklopfend unter jedem Amselschlag.

Da — wie sie bat: schlicht, mädchenhaft und zag,
jedoch mit unermesslichem Vertrauen,
erfüllte sie ein Schauern, wie vom rauhen
Seewind berührt, der um die Ufer lag.

Und wär nicht Licht mit einem Mal gewesen,
wie hätte sie die Reinheit da bewahrt?
So ging sie ganz im Glanz des Engels unter,
den Gott, daß er sie segne, auserlesen.
Des Herren Schein war um die Magd geschart —
und seht: in solchem Ernst geschah das Wunder.

Die Geburt.

Dort hat das Licht die ganze Nacht gebrannt,
bis es der Morgen lücht im ersten Scheinen.
Schon kommen Nachbarsfrau'n auf stinken Beinen
um alles sorgend hin- und hergerannt.

Die schmalen Hände noch von Schmerz gespannt,
belauscht Maria ihres Kindes Weinen,
sie sucht voll Glück den ersten Blick des Kleinen
und hält ihn fest, von Ahnung süß gebannt.

Die Sonne goldet durch die hellen Scheiben,
und die Geranien heben ihre Köpfe,
vom Fenster vor den niedrigen Gemächern

nach soviel neuem und verklärtem Treiben.
Ein erdlos Licht beseligt die Geschöpfe,
Und o! Die Englein auf den lauten Dächern!

Joseph Victor von Scheffel / Weihnachten.

Aus dem 10. Kapitel des „Ekkehard“. Zeichnungen von Bert und Vera Joho.



es Winters Nächte sind lang und dunkel. Dann und wann blüht ein Nordlicht auf. Aber leuchtender als alles Nordlicht steht jene Nacht in der Menschen Gemüt, da die Engel niederstiegen zu den Hirten auf der Feldwacht und ihnen den Gruß brachten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen, die eines guten Willens sind.“

Auf dem hohen Tüwel rüsteten sie zur Feier der Weihnacht durch freundliches Geschenk. Das Jahr ist lang und zählt der Tage viel, in denen man sich Freundliches erweisen kann, aber der Deutschen Sinnesart will auch dafür einen Tag vorgeschrieben haben, darum ist bei ihnen vor anderem Volk die Sitte der Bescherung eingeführt. Das gute Herz hat sein besonder Landrecht.

Zu jener Zeit hatte Frau Hadwig die Grammatica schier beiseite gelegt; es wurde im Frauensaal viel genäht und gestickt, Knäuel von Goldfaden und schwarzer Seite lagen umher, und wie Ekkehard einstmals unvermerkt eintrat, sprang Pragedis vor ihn hin und wies ihm die Tür, Frau Hadwig aber verbarg ein angefangen Werk der Nadel in einem Körbchen.

Da ward Ekkehard aufmerksam und zog nicht ohne Grund den Schluß, es werde etwas zum Geschenk für ihn hergerichtet. Dar-

um sann er darauf, dasselbe zu erwidern und alles aufzubieten, was ihm an Wissen und Kunstfertigkeit zu Gebot stand; er schickte seinem Freund und Lehrer Folkard in Sankt Gallen Bericht, daß ihm der zusehnde Pergament und Farben und Pinsel und köstliche Tinte. Jener tat's. Ekkehard aber sah manches Stündlein der Nacht in seiner Turmstube und besann sich auf ein lateinisches Reimwerk, das er der Herzogin widmen wollte — und sollten ihr darin etliche feine Huldigungen dargebracht werden. Es ging aber nicht so leicht.

Einmal hatte er begonnen und wollte in kurzem Zug von Erschaffung der Welt bis auf Antritt des Herzogtums in Schwabenland durch Frau Hadwig gelangen, aber es hatte ein paar Hundert Hexameter gekostet, da war er noch nicht beim König David angelangt, und das Werk hätte wohl erst Weihnachten über drei Jahre fertig werden können. Ein andermal wollte er alle Frauen aufzählen, die durch Kraft oder Liebreiz in der Völker Geschichte eingegriffen, von der Königin Semiramis an mit der Erwähnung der amazonischen Jungfrauen, der heldenmütigen Judith und der melodischen Sängerin Sappho, aber zu seinem Leidwesen fand er, daß, bis sein Griffel zu Frau Hadwig sich durchgearbeitet hätte, er unmöglich noch etwas Neues zu deren Lob und Preis vorzubringen vermöchte. Da ging er sehr betrübt und niedergeschlagen umher.

Habt Ihr eine Spinne verschluckt, Perle aller Professoren? frug ihn Pragedis einmal, wie sie dem Verstorbenen begegnete.

Ihr habt gut scherzen, sprach Ekkehard traurig, — und unter dem Siegel der Verschwiegenheit klagte er ihr seine Not. Pragedis mußte lachen.

Bei den sechsunddreißigtausend Bänden der Bibliothek zu Konstantinopel! sagte sie, — Ihr wollet ja ganze Wälder umhauen, wo es nur ein paar Blümlein zum Strauß erfordert. Macht's einfach, ungelehrt, lieblich — wie es Euer geliebter Virgilius ausgedacht hätte! — Sie sprang davon.

Ekkehard setzte sich wieder auf die Stube. Wie Virgil? dachte er. Aber in der ganzen Aeneide war kein Beispiel für solchen Fall vorgezeichnet. Er las eiliche Gesänge. Dann saß er träumerisch da. Da kam ihm ein guter Gedanke. Ich hab's! rief er, der teure Sänger selber soll die Huldigung darbringen! Er schrieb das Gedicht nieder, als wenn Virgilius ihm in seiner Turmeinsamkeit erschienen wäre, freudig darüber, daß in deutschen Landen seine Gesänge fortlebten, der hohen Frau dankend, die sein pflege. In wenig Minuten war's fertig.

Das Gedicht wollte Ekkehard mit einer schönen Malerei verzieren zu Pergament bringen. Er sann ein Bild aus: die Herzogin mit Krone und Zepter auf hohem Throne sitzend, ihr kommt Virgilius im weißen Gewand, den Lorbeer in den Locken, entgegen und neigt das Haupt; an der Rechten aber führt er den Ekkehard, der bescheiden wie der Schüler mit dem Lehrer einherschreitet, ebenfalls tief sich verneigend.

In der strengen Weise des trefflichen Foltard entwarf er die Zeichnung. Er erinnerte sich an ein Bild im Pfalterbuch, wie der junge David vor den König Achimelech tritt. So ordnete er die Gestalten; die Herzogin zeichnete er zwei Finger breit höher als Virgilius, und der Ekkehard des Entwurfs war hinwiederum ein beträchtliches kleiner als der heidnische Poet; — anfangende Kunst, der es an anderem Mittel des Ausdrucks gebricht, spricht Rang und Größe äußerlich aus.

Den Virgilius bracht' er leidlich zuwege. Sie hatten sich in Sankt Gallen bei ihren Malereien stets an Uebersieferung allen Bildwerks gehalten und für Gewandung, Faltenwurf und Bezeichnung der Gestalt einen gleichmäßig sich wiederholenden Zug angenommen. Ebenso gelang es ihm mit seinem eigenen Abbild, sofern er wenigstens eine Figur im Mönchshabit, kennlich durch eine Tonsur, herstellte.

Aber ein verzweifelt Problem war ihm die richtige Darstellung einer königlichen Frauengestalt, denn in die klösterliche Kunst hatte noch kein Abbild einer Frau, selbst nicht das der Gottesmutter Maria, Einlaß erhalten. David und Achimelech, die er so gut im Zug hatte, halfen ihm nichts, bei ihnen brach der Königsmantel schon hoch über dem Knie ab, und er wußte nicht, wie den Faltenwurf tiefer herabsetzen.

Da lagerte sich wiederum Kummernis auf seine Stirn. Nun? fragte Pragedis eines Tages.

Das Lied ist fertig, sprach Ekkehard. Jetzt fehlt mir was anderes?

Was fehlt denn?

Ich sollte wissen, sprach er wehmütig, in welcher Weise sich der Frauen Gewand um den zarten Leib schmiegt.

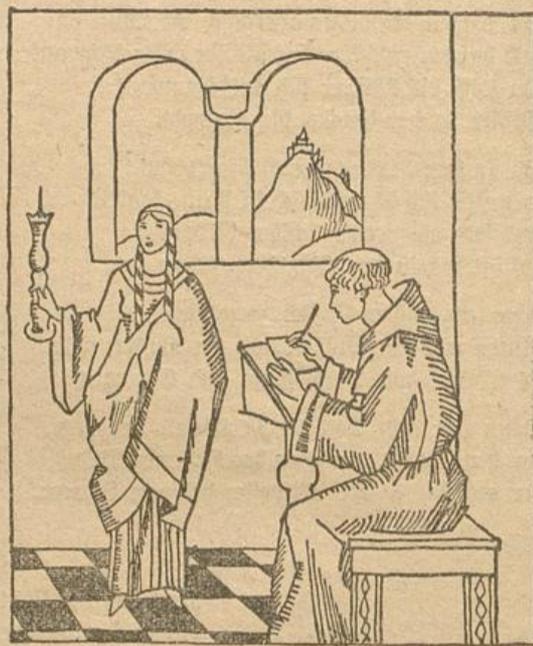
Ihr sprecht ja ganz abscheulich, erlesenes Gefäß der Tugend, schalt ihn Pragedis. Ekkehard aber erklärte ihr seinen Kummer deutlicher. Da machte die Griechin eine Handbewegung, als wolle sie die Augenlider in die Höhe ziehen. Macht die Augen auf, sagte sie, und seht Euch das Leben an. Der Rat war einfach und doch neu für einen, der seine ganze Kunst auf einsamer Stube erlernt. Ekkehard schaute seine Ratgeberin lang und abmessend an. Es frommt mir nichts, sprach er, Ihr tragt keinen Königsmantel.

Da erbarmte sich die Griechin des zweifelerfüllten Künstlers. Wartet, sagte sie, die Frau Herzogin ist drunten im Garten, ich will ihren Staatsmantel umlegen, da kann Euch geholfen werden. Sie huschte fort; in wenig Minuten war sie wieder da, der schwere Purpurmantel mit goldener Verbrämung hing ihr nachlässig um die Schultern. In gemessenem Schritt ging sie durchs Gemach, ein eherner Leuchter stand auf dem Tisch, sie nahm ihn wie ein Zepter, das Haupt auf die Schulter zurückgeworfen, trat sie vor den Mönch.

Der hatte seine Feder ergriffen und ein Stücklein Pergament. Wendet Euch ein wenig gegen das Licht, sprach er, und begann emsig seine Striche zu ziehen.

Jedesmal aber, wenn er nach seinem anmutigen Vorbild schaute, warf ihm dies einen blitzenden Blick zu. Er zeichnete lang-

samer. Pragedis schaute nach dem Fenster: und da unsere Nebenbuhlerin im Reich, sprach sie mit künstlich erhobener Stimme, bereits den Burghof verläßt und uns zu überfallen droht, so befehlen wir Euch bei Strafe der Enthauptung, Eure Zeichnung in eines Augenblicks Frist zu vollenden.



Ich danke Euch, sprach Ekkehard und legte die Feder nieder. Pragedis trat zu ihm und beugte sich vor, in sein Blatt zu sehen.

Schändlicher Verrat, sprach sie, das Bild hat ja keinen Kopf.

Ich brauche nur den Faltenwurf, sagte Ekkehard.

Ihr habt Euer Glück veräußert, scherzte Pragedis im früheren Ton; das Anlich' treu abgebildet und wer weiß, ob wir in fürstlicher Gnade Euch nicht zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt hätten.

Es wurden Schritte hörbar. Schnell riß Pragedis den Mantel von den Schultern, daß er auf den Arm niedersank. Schon stand die Herzogin vor den beiden.

Wollt Ihr wieder Griechisch lernen? sprach sie vorwurfsvoll zu Ekkehard.

Ich hab' ihm den edeln Sardonyx an meiner Herrin Mantel Agraffe gezeigt; es ist so ein feingeschnittener Kopf, sagte Pragedis, Herr Ekkehard versteht sich aufs Altertum. Er hat das Anlich' recht gelobt . . .

Auch Audisay traf seine Vorbereitungen für Weihnachten. Seine Hoffnung auf Schätze war sehr geschwunden. Er hielt sich jetzt an das wirklich Vorhandene. Darum stieg er oft nächtlich ins Tal hinunter ans Ufer der Nach, die mit tragem Lauf dem See entgegenschleicht. Beim morschen Steg stand ein hohler Weidenbaum. Dort lauerte Audisay manches Stündlein, den erhobenen Nebstücken nach des Baumes Döpfung gerichtet. Er stellte einem Fischotter nach. Aber keinem Denker ist die Erforschung der letzten Gründe alles Seins so schwierig geworden, wie dem Hirtenknaben seine Otterjagd. Denn aus dem hohlen Ufer zogen sich noch allerhand Ausgänge in den Fluß, die der Otter wußte, Audisay nicht. Und wenn Audisay oft vor Kälte zitternd sprach: ist muß er kommen! so kam weit stromaufwärts ein Gebrause hergeißelt, das war sein Freund, der dort die Schnauze übers Wasser streckte und Atem holte; und wenn Audisay leise dem Ton nachschlich, hatte sich der Otter inzwischen auf den Rücken gelegt und ließ sich gemächlich stromabwärts treiben . . .

In der Hohentwiler Küche war Leben und Bewegung, wie im Zelt des Feldherrn am Vorabend der Schlacht. Frau Hadwig selbst stand unter den dienenden Mägden, sie trug keinen Herzogsmantel, wohl aber einen weißen Schurz, teilte Mehl und Honig aus und ordnete die Backung der Lebkuchen an. Pragedis mischte Ingwer, Pfeffer und Zimt zur Würze des Teigs.

Was nehmen wir für eine Form? frug sie. Das Viereck mit den Schlangen?

Das große Herz ist schöner, sprach Frau Hadwig. Da wurden die Weihnachtslebkuchen in der Herzform gebacken, den schönsten spickte Frau Hadwig eigenhändig mit Mandeln und Kardamomen.

Eines Morgens kam Audifay ganz erfroren in die Küche und suchte sich ein Plätzlein am Herdfeuer; seine Lippen zitterten wie in Fieberschauer, aber er war wohlgenut und freudig. Küste dich, Bublein, sprach Pragedis zu ihm, du mußt heut nachmittag hinüber in den Wald und ein Tännlein hauen.

Das ist nicht meines Antes, sprach Audifay stolz, ich will's aber tun, wenn Ihr mir auch einen Gefallen tut.

Was befiehlt der Herr Ziegenhirt? fragte Pragedis.

Audifay sprang hinaus, dann kam er wieder und hielt einen dunkelbraunen Balg siegesfroh in die Höhe, das kurze glatte Haar glänzte daran, dicht und weich war's anzufühlen.

Woher das Rauchwerk? fragte Pragedis.

Selbst gefangen, sprach Audifay, und sah wohlgefällig auf seine Beute. Ihr sollt eine Pelzhaube für die Hadumoth daraus machen.

Die Griechin war ihm wohlgesinnt und versprach Erfüllung der Bitte.

Der Weihnachtsbaum war gefällt; sie schmückten ihn mit Äpfeln und Lichtlein, die Herzogin richtete alles im großen Saal. Ein Mann von Stein am Rhein kam herüber und brachte einen Korb, der mit Weinwand zugenäht war. Es sei von Sankt Gallen, sprach er, für Herrn Ekkehard. Frau Hadwig ließ den Korb unerschlossen zu den anderen Gaben stellen.



Der heilige Abend war gekommen. Die gesamten Inassen der Burg versammelten sich in festlichem Gewand, zwischen Herrschaft und Gefind sollte heut keine Trennung sein. Ekkehard las ihnen das Evangelium von des Heilands Geburt, dann gingen sie paarweise in den großen Saal hinüber, da flammte heller Lichtglanz und festlich leuchtete der dunkle Tannenbaum — als die letzten traten Audifay und Hadumoth ein, ein Blättlein Goldschmuck vom Vergolden der Nüsse lag an der Schwelle, Audifay bückte sich danach, es zerging ihm unter den Fingern. Das ist dem Christkind von den Flügeln abgefallen, sprach Hadumoth leise zu ihm.

Auf großen Tischen lagen die Geschenke für die dienenden Leute, ein Stück Weinwand oder gewoben Tuch und einiges Ge-



bäd; sie freuten sich des nicht allzeit so milden Sinnes der Gebieterin. Bei Hadumoths Anteil lag richtig die Pelzhaube. Sie weinte, als Pragedis ihr freundlich den Geber verriet. Ich hab' nichts für dich, sagte sie zu Audifay. Es ist statt der Goldkrone, sprach er. Knechte und Mägde dankten der Herzogin und gingen in die Gesindestube hinunter.

Frau Hadwig nahm Ekkehard bei der Hand und führte ihn an ein Tischlein. Das ist für Euch, sprach sie. Beim Mandelgespierten Lebtuchenherz und dem Korb lag ein schmuckes priesterliches Samtbarett und eine prächtige Stola, Grund und Franzen waren von Goldfaden, dunkle Punkte waren mit schwarzer Seide drein gestickt, einige mit Perlen ausgeziert, sie war eines Bischofs wert.

Laßt sehen, wie Ihr Euch ausnehmt, sprach Pragedis. Trotz der kirchlichen Bestimmungen setzte sie ihm das Barett auf und warf ihm die Stola um. Ekkehard schlug die Augen nieder. Meisterhaft! rief sie, Ihr dürft Euch bedanken.

Er aber legte schein die geweihten Gaben wieder ab, aus seinem weiten Gewand zog er die Pergamentrolle und reichte sie schüchtern der Herzogin dar. Frau Hadwig hielt sie unentschlossen. Erst den Korb öffnen! das Beste — sprach sie, freundlich auf das Pergament deutend, soll zuletzt kommen.

Da schnitten sie den Korb auf; in Heu begraben und durch des Winters Kälte wohl erhalten, lag ein mächtiger Auerhahn drin, Ekkehard hob ihn in die Höhe, mit ausgebreiteten Flügeln reichte er über eines Mannes Länge. Ein Brieflein war bei dem stattlichen Stück Federwild.

Vorlesen! sprach die Herzogin neugierig.

Ekkehard öffnete das unkenntliche Sigill und las:

„Dem ehrwürdigen Bruder Ekkehard auf dem hohen T Wiel durch Burlard, den Klosterschüler, Romeias, der Wächter am Tor.“

„Wenn es zwei wären, so wäre einer für Euch. Da es aber auf zwei nicht geglückt hat, so ist der eine nicht für Euch und Eurer kommt nach. Gesendet wird er an Euch wegen Unwissenheit des Namens. Sie war aber mit der Frau Herzogin damals im Kloster und trug ein Gewand von Farbe eines Grünspichts, den Zopf um die Stirn geschlungen.

Derfelben den Vogel. Wegen fortwährender Gedenkung dessen, der ihn geschossen, an stattgefundene Begleitung zu den Klausnerinnen. Er muß aber stark eingebeizt und mürb gebraten werden, weil sonst zäh; bei Zuzug von Gästen soll sie das weiße Fleisch am Rückgrat selber verzehren, da dies das beste, und das braune von harzigem Geschmack.

Dazu Glück und Segen. Euch, ehrwürdiger Bruder, auch. Wenn auf Eurer Burg ein Wächter, Turmwart oder Forstwart zu wenig, so empfiehlt der Herzogin den Romeias, dem wegen Verpötlung durch den Schaffner und Verklagung durch den Drachen Wiborad Veränderung des Dienstes wünschenswert. Uebung im Tordienst, Einlaß und Hinauswerfung fremden Besuchs betreffend, kann bezeugt werden. Ebenso was Sagd angehet. Und er schaut jetzt schon nach dem hohen T Wiel, als zöge ihn ein Seil dorthin. — Langes Leben Euch und der Frau Herzogin. Lebet wohl.“

Fröhlich Lachen schloß die Vorlesung. Pragedis aber war rot geworden. Das ist ein schlechter Dank von Euch, sprach sie bisfig zu Ekkehard, daß Ihr Briefe in anderer Leute Namen schreibt und mich beleidigt.

Haltet ein, sprach er, warum soll der Brief nicht echt sein?

Es wär' nicht der erste, den ein Mönch gefälscht, war Pragedis gereizte Antwort. Was braucht Ihr Euch über den groben Jägersmann lustig zu machen? Er war gar nicht so übel.

Pragedis sei vernünftig, sprach die Herzogin. Schau dir den Auerhahn an, der ist nicht im Hegau geschossen, und Ekkehard führt eine andere Feder. Wollen wir den Bittsteller auf unser Schloß versehen?

Das verbitt' ich mir, rief Pragedis eifrig. Es soll niemand meinen, daß . . .

Gut, sprach Frau Hadwig mit Schweigen gebietendem Ton. Sie rollte Ekkehards Pergament auf. Die Malerei am Anfang war leidlich gelungen, Zweifel über deren Bedeutung beseitigte die Darüberschreibung der Namen Hadwigis, Virgilius, Ekkehard. Eine kühne Initiale mit verschlungenem goldenem Geäste eröffnete die Schrift.

Die Herzogin war höchlich erfreut. Ekkehard hatte seither über den Besitz solcher Kunst nichts verlauten lassen. Pragedis schaute nach dem purpurnen Mantel, den die gemalte Herzogin trug, und lächelte, als wüßte sie was Besonderes.

Frau Hadwig winkte, daß Elkehard sein Geschriebenes vorlese und erkläre. Er las.

Verdeutschet lautet's also:

In nächt'ger Stille saß ich jüngst allein
Und ziffert' an den Schriften alter Zeit,
Da flammte hell ein geisterhafter Schein
In mein Gemach. s' war nicht des Mondes Licht, —
Und vor mich trat ein leuchtend Menschenbild,
Unsterblich Lächeln schwebt um seinen Mund,
In dunkler Fülle wallte das Gelock,
Als Diadem trug er den Lorbeerkranz.

Hindeutend auf das aufgeschlagne Buch,
Sprach er zu mir: Sei guten Muts, mein Freund,
Ich bin kein Geist, der deinen Frieden stört,
Ich bringe dir nur Gruß und Segenswunsch.
Was toter Buchstab dort dir noch erzählt,
Das schrieb ich selbst mit warmem Herzblut einst:
Der Troer Waffnen, des Aeneas Fahrt,
Der Götter Zorn, der stolzen Rom Beginn.

Schon ein Jahrtausend schier ist abgerollt,
Der Säng'er starb, es starb sein ganzes Volk.
Still ist mein Grab. Nur selten dringt ein Klang
Zu mir herab von froher Winzer Fest,
Vom Wogenschlag am nahen Kap Wisen.

Doch jüngst hat mich der Nordwind aufgestört,
Er brachte Kunde, daß in fremden Gaun
Man des Aeneas Schicksal wieder liest,
Daß eine Fürstin, stolz und hochgemut,
Des Landes Sprache als ein neu Gewand
Um meine Worte gnädig schmiegen heißt.

Wir glaubten einst, am Fuß der Alpen sei
Nur Sumpf des Rheins und ein barbarisch Volk,
Jetzt hat die Heimat selber uns vergessen
Und bei den Fremden leben neu wir auf.
Des Euch zu danken bin ich heute hier:
Das höchste Kleinod, was dem Säng'er wird,
Ist Anerkennung einer hohen Frau.

Hell deiner Herrin, der das seltne Gut
Der Stärke und der Weisheit ward beschert,
Die gleich Minerva in der Götter Reihn,
In Erz gerüstet eine Kriegerin,
Der Friedenskünste Hort und Schutz zugleich.
Noch lange Jahre mög' ihr Zepter walten,
Es blüh' um sie ein stark und sittig Volk,
Und kommt Euch einst ein fremd Geis'n gerauscht,
Wie Heldenlied und fernes Saitenspiel,
Dann denkt mein, es grüßt Italia Euch,
Es grüßt Virgil den Fels von Hohentwiel.

Er sprach's und winkte freundlich und verschwand.
Ich aber schrieb noch in derselben Nacht,
Was er gesprochen. Meiner Herrin sei's
Als Festgeschenk iht schüchtern dargebracht
Von ihrem treuen Dienstmann Elkehard.

Eine kurze Pause erhob sich, als er die Lesung seines Gedichts beendete. Dann trat die Herzogin auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Elkehard, ich danke Euch! sprach sie; es waren dieselben Worte, die sie einst im Klosterhof zu Sankt Gallen zu ihm gesprochen, aber der Ton war noch milder wie damals, und der Blick war strahlend und ihr Lächeln wunderjam wie das zaubervolle Fegen, von dem die Sage geht, ein Schneeregen blühender Rosen müsse drauf folgen.

Sie wandte sich dann zu Pragedis: Und dich sollte ich verurteilen, iht einen abtittenden Fußfall zu tun, die du jüngst so geringschätzend von den gelehrten geistlichen Männern gesprochen. Aber die Griechin bläute schelmisch drein, wohl wissend, daß ohne ihren weisen Rat und Beistand der scheue Mönch sich kaum zu seiner Dichtung erschwungen.

In aller Zukunft, sprach sie, werde ich seinem Verdienste die gebührende Achtung zollen. Auch einen Kranz will ich ihm flechten, so Ihr gebietet.

Als Elkehard hinaufgegangen war in seine Turmstube und die stille Mitternacht herannahte, saßen die Frauen noch beieinander. Und die Griechin brachte eine Schale mit Wasser und eiliche Stücklein Blei und einen metallenen Löffel. Das Blei-

gießen vom vorigen Jahr ist gut eingetroffen, sprach sie, wir möchten's uns damals kaum erklären, welch eine sonderbare Form das geschmolzene Stück im Wasser annahm, aber ich meine iht mehr und mehr, es habe einer Mönchskapuze geglichen, und die ist unserer Burg geworden.

Die Herzogin war nachdenkend. Sie lauschte, ob Elkehard nicht etwa den Gang zurückkehre.

Es ist doch nur eitel Spielerei, sprach sie . . .

Wenn es meiner Herrin nicht gefällt, sagte die Griechin, so mag sie unsern Lehrer beauftragen, uns mit Besserem zu erfreuen; sein Virgilius ist freilich ein zuverlässigerer Orakel der Zukunft, als unser Blei, wenn er in geweihter Nacht mit Segensspruch und Gebet aufgeschlagen wird. Ich wäre fast neugierig, welch ein Stück seiner Dichtung uns die Geschehnisse des nächsten Jahres offenbaren würde . . .

Schweig, sagte die Herzogin. Er hat neulich so streng über Zauberei gesprochen, er würde uns auslachen.

Dann werden wir beim Alten bleiben müssen, sprach Pragedis und hielt den Löffel mit dem Blei über das Licht der Lampe. Das Blei schmolz und bewegte sich zitternd, da stund sie auf, murmelte eiliche unverständliche Worte und goß es herab. Zischend sprühte das flüssige Metall in die Wasserschale.

Frau Hadwig wandte ihren Blick in scheinbarer Gleichgültigkeit. Pragedis hielt die Schale ans Lampenlicht: statt in seltsame Schlacken zu splintern, war das Blei zusammenhängend geblieben, ein länglich zugespitzter Tropfen. Matt glänzte es in Frau Hadwigs Hand.



Das ist wiederum ein Rätsel, bis die Lösung kommt, scherzte Pragedis. Die Zukunft sieht ja für diesmal fast aus wie ein Tannenzapfen.

Wie eine Träne! sprach die Herzogin ernst und stützte ihr Haupt auf die Rechte.

Lauter Lärm im Erdgeschoß der Burg unterbrach das weitere Prüfen der Vorbedeutung; Getöse und Aufschrei der dienenden Mägde, rauhes Gebrumm männlicher Stimmen, schriller Lautenschlag: so tönte es verworren den Gang herauf; ehrerbietig und schuchstehend hielt der fliehende Schwarm der Dienerinnen an des Saales Schwelle, die lange Friederun unterdrückte mühsam ein lautes Schelten, die junge Hadumoth weinte — tappend kam eine Gestalt hinter ihnen drein, schwerfälligen zweibeinigen Schritts,



in rauhe Bärenhaut gehüllt, eine bemalte hölzerne Maske mit namhafter Schnauze vor dem Anlich; sie brumnte und murrte wie ein hungriger Braun, der auf Beute ausgeht, und tat dann und wann einen ungesügigen Griff in die Laute, die an rotem Band über die zottigen Schultern gehängt war — aber wie des Weihnachtsaals Türe sich aufstet und der Herzogin Gewand entgegenrauschte, machte der nächtliche Spuk Kehrt und pollerte langsam durch den dröhnenden Gang zurück.

Die alte Schaffnerin ergriff das Wort und trug ihrer Gebieterin vor, daß sie fröhlich unten gefessen und sich der Weihnachtsgaben erfreut, da sei das Ungeheim eingebrochen und habe erst zum eigenen Lautenspiel einen feinen Tanz aufgeführt, hernach aber die Lichter ausgeblasen und die erschrockenen Maiden mit Kuß und Umarmung bedroht und sei so wild und unerfättlich geworden, daß es sie alle zur Flucht genötigt; dem rauhen Lachen des Bären aber sei mit Grund zu entnehmen, daß unter der Bildschur Herr Spazzo, der Kämmerer, verborgen stecke, der nach einem scharfen Weintrunk hiemit sein Weihnachtsvergnügen beschloß.

Frau Hadwig beruhigte den Unwillen des Gefindes und hieß sie schlafen gehen. Vom Hofe aber tönte noch einmal verwunderlicher Aufschrei; alle standen in einer Gruppe beisammen und schauten unverrückt auf den Turm, denn der schreckhafte Bär war hinaufgestiegen und erging sich jezo auf den Zinnen der Mauer und rechte sein struppiges Haupt nach den Sternen, als wolle er seinem Namensgenossen droben, dem großen Bären, einen Gruß hinüberwinken ins Unermeßliche.

Die dunkle Vermummung hob sich in deutlichem Umriß vom fahlen glanzzerhellten Himmelsgrunde, gespenstig klang ihr Brummen in die schweigende Nacht; doch keinem der Sterblichen ward

lind, was die leuchtenden Gestirne dem weinschweren Haupte Herrn Spazzo, des Kämmerers, geoffenbart . . .

Um dieselbe Mitternachtstunde kniete Ekkehard vor dem Altar der Burgkapelle und sang leise die Hymnen der Christmette, wie es die Uebung der Kirche vorschrieb.



F r i ß E. W. K o p p / ' s S c h ö n s t e.

Schlutzzeichnung von Gertrud Kopp-Römhild.

Also ich und der Stoffler-Franz hatten ausgemacht, wer vom Christkindel's Schönste bekäme, müsse dem andern was schenken.

Nicht daß er mein Freund war, bloß weil er so einz große Lapp hatte und gern hoffärtig tat, wollte ichs darauf antommen lassen, und der Keller-Emil sollte dann richten. Der war ja hell und sagte zum Franz: „Gib acht, du verlierst,“ denn er hielt uns für reicher, weil wir ein Klavier hatten und sogar Bilder im Hausgang und weil ich schon zweimal verreist war. Aber doch bloß zu der Tante mit dem langweiligen Adolf, der nie was kaput machte und schon zu groß war für seinen Vaulasten. Und den sollte ich vom Christkindel kriegen, wenn ich auch so brav bliebe bis Weihnachten. Also war er mir noch lange nicht gewiß, freilich dem Stoffler seine Burg noch weniger, seitdem er in der Schule Malör gehabt. Und daran waren die Mädlen schuld.

Die hockten auf der einen Seite und wir auf der andern, und zeigten jeden an, besonders die Mutterers-Marie, die am wenigsten Ursache hatte, indem sie alsfort Wollblumen unter der Bank fertigte und die andern dazu verleibete. Da wurde in allen Farben gepupft und ineinandergelegt, daß es bald aussah wie Klatschrosen oder sonst was, und war der Marie ihre Fors. Wäre sie still geblieben, könnte sie heute noch zupfen. Was mußte sie gleich den Finger strecken, als der Franz ein bissel grinste, wie dem Lehrer das Sackuch hinterunterlampte? Andre hatten auch gegrinst, und er allein kriegte seine Portion und wartete, bis die Zupferei wieder anginge.

Borne wurde gerade der Zwölfer angeschrieben, der bis Neujahr schon sitzen sollte, und wir hatten ihn nachzufagen. Auf einmal schrie er: „Herr Lehrer, dahinten, dahinten!“, mehr brachte er nicht heraus und es langte auch, denn jetzt hieß es: „Kaus aus der Bank! Wird's gleich, du und du und du?“ Da ging es an ein Flennen und schneite Wolle in allen Regenbogenfarben und hagelte Streiche und setzte Donnerwetter bis auf hundert.

Der Keller-Emil, der oft so Einfälle hatte, sagte nachher, so ginge es beim Weltgericht zu, auf der einen Seite seliger Jubel, auf der andern Heulen und Zähneknirschen und dazwischen der Richtengel mit dem Flammenschwert, was in dem Fall nur ein Meerröhrl war. Jeder Fißer gab eine Flamme und der Stoffler hatte seine Rache. Aber nicht lange, der Zwölfer war erst halbwegs durch, da fing das Wollezupfen wieder an, zwar nicht bei den Mädlen unter der Bank, sondern beim Petrus am Himmel droben.

Fetzen kamen geflogen, so groß wie Salatblätter, und ehe man dreimal hinauschielte, war alles weiß. Auf jedem Zaunpfahl hing bald eine Kaffeetasse. Der Brunnstock im Lehrergarten bekam seine Zipseltappe und der Schwengel einen Meerschamkopf. Da war der „Alte“ fertig und konnte schmauchen und seinen Bienenstand beobachten, wo gerade geschwärmt wurde. Derweilen hatte sich ein Weißkater auf der Baumgabel ausgestreckt und lauerte auf die Mehlspagen, die ihm um den Kopf wirbelten, der immer dicker schwoll. Und so fort, lauter Begierbilder für unsern Emil, um damit andre zum Lachen zu bringen.

Mit dem Aufpassen war es nimmer weit her, am wenigsten beim Franz. Der schlittelte sowieso schon in Gedanken den Behen herab, wo er am steilsten war, denn Schlitteln war seine Fors. Mochte der Lehrer noch so oft mahnen: „Hierherchaun,“ der Franz hatte andre Sorgen und daran war jezt der Emil schuld. Als rechter Schlemihl mußte er natürlich bezweifeln, daß man bald fahren könne, weil nach seiner Meinung die Schneerei bereits nachließ.

Mein Franz kroch richtig auf den Leim, wollte nur schnell lutschen, wieviel wohl noch herunter käme, schlich drum ans Fenster, und wurde geschnappt. Denn, „Rache ist süß und wie du mir, so geschieht dir,“ so die Mädlen, und streckten fünf aufs Mal die Finger. Bei der Gelegenheit konnte man allerdings sehen, was Leugnen hilft, wenn einer rot dabei wird und nicht einmal vier mal zwölf weiß. Runter sauste er, in die dritte Bank vor, wo er nicht mehr spicken konnte und ihm keiner mehr einsagte.

Was hatte er jezt davon, daß die Wollzupferei Tag und Nacht weiter ging und daß die Mädlen sich nach der Schule kaum mehr heimtrauten, weil sie da ihr Fett kriegten? Das Schneeballwerfen war ihm vornweg vergangen und auf sein Weihnachtszeugnis hin traute er sich selber nimmer heim. Armer Franz.

Bis zum Dunkelwerden trieb er sich anderswo herum und kam erst auf die Schlittelbahn, als wir eigentlich schon genug hatten und fortwollten. Ich konnte nichts dafür, daß unser Christkindel schon auf den Abend bestellt war. Der Keller-Emil froh wie ein Gaisgiz und der Neunzig knappte vom letzten Sturz. Aber was tut man nicht aus Nächstenliebe und wenn einer heimrennt, seinen Hörnerschlitten zu holen, von dem man schon allershand gehört hatte?

Das war freilich ein Staatskerle. Mit vierein auf dem Sitz und noch einem hintenauf mußte er wohl sausen, aber bergauf

wollte er auch geschleppt sein. Die Bahn war bodenhart gefroren, so daß man gern auswehkte. Zudem brannte einem der Glimmerstaub auf den Backen, daß man die Maulsperrre kriegte und noch schneeblind ward. Aber was tuts? Der Emil schnatterte Kunst und Wunder daher vom Franz seiner Fahrerei, wie der die Kurven nähme und bremse und weise. Der konnte noch Wiße machen, wenn einer hinschlug und kalte Manschetten bezog, und hatte doch selber nichts zu lachen in seinem Sommerfräcke, da er sein wollen Häs erst nach der Christmette anziehen durfte.

Mir war schon alles Wurst und wie ich denke, man wäre so weit, heißt es „weiter, als weiter“, und wird durch den Schneestaub gestapft bis an die Knie und endlich da gehalten, wo der Berg ein Ende hat und der Sternhimmel anfängt und zur Not noch Platz war für den Bod. Die eine Seite schoß senkrecht auf die dunkle Landstraße herunter, auf der andern hatte der Sturm einen Schneeturm hingebaut und sauste einem die Ohren voll.

Ehe man recht hockte, ging es schon los und schnelzte und rakte so alert ins Fahl hinein und um die Ecken herum, daß man nicht wußte, hast du Angst oder Freud.

Jedenfalls ratterten die fahlen Rebstecken wie ein langer Gartenhag vorüber, und wer noch nie geflogen war, lernte das beim Stoffler-Franz, über den Querspad nämlich, vor dem so ein satrischer Stamm gelagert war, weil man oberhalb überhaupt nicht fahren sollte wegen der Lebensgefahr.

Hinterher war freilich gut lachen, und ob wir auch krumm waren von Kälte und Hopplerei, so war es halt zu schön zum Wiederaufhören. Der Neunzig brachte noch Zug in die Sache, hatte eine Speckschwarte für die Kurven bei sich und wäre fürs Leben gern selber gesteuert, weil der Stoffler keine rechte Lust bezeugte vor lauter Schulsorgen und wegen daheim. Und das muß man dem Emil lassen; hatte er ihn reingeritten, wollte er ihm auch wieder heraushelfen. Und so ließ er nicht laß, bis der Franz den Zwölfer von ihm lernte, weil das seine Fors war.

Und wir halfen mit, rechneten bergauf und juchzten bergab, gut zwölftmal, meiner Seg. Wurst und egal, wenn einem Ohren und Nase verholzten, wenn nur gefahren wurde, daß die Funken spritzten, dabei kein einzig Mal umgetippt. Und so fort und fort und alleweil geschmierter, je steifer die Bahn fror, was man am Klingeln gewahrte. Meiner Seg, zuletzt sind wir hinaufgetorkelt wie rauschige Rekruten und haben den Zwölfer wider den Sturm geschrien, und der Schlemihl hat dazwischen gebellt wie ein Wärfel aus Sibirien, bis dann der Stoffler oben „letzte Fahrt“ brüllte und mich auf den Vorderfuß stumpte. Eh' daß ich die Hörnlein recht packte, ging es mit Zuhu talab im eisigen Mondenschein, der einem leuchtete und narrete. Wenn man dachte: „Jetzt kommt ein Loch,“ so war es ein Schatten und umgekehrt, aber es ging über beides weg und auch gut so weit bis zu dem verdammten Pressbod.

Huppdiß, gibt's einen Saß. Ich denke: „Jetzt hat's dich,“ und verspüre Leichtigkeit. Alles dreht sich und steht Kopf und meiner steckt im Schnee bis an die Achseln. Die Füße stehn noch nicht, da höre ich Bachen wie beim Baden durchs Wasser hindurch.

Na ja, da wälzt sich die ganze Gesellschaft im Federbett und

prustet und hustet um die Wette. Der Schlitte aber trottelst so seelenruhig die Eishöhle hinab, wie eine satte Kuh in den Stall.

Da noch schimpfen? Ja was. Der Stoffler hielt sich selber den Bauch und schnauste: „Das war 's Schönste, das war 's Schönste.“ Und die andern konnten nicht nein sagen, sondern ich habe es fein gemacht und sollte es nochmal probieren, aber „Gnad dir Gott“ und so weiter, weil man sich gratulieren dürfe, daß man vier Mann hoch mit samt dem Raibenbock durch die Luft gefaßt sei, ohne was zu brechen. Denn so mußte es wohl zugegangen sein, bloß daß keiner hatte zuzucken dürfen. Darum mußte kein Kopfzerbrechen und keine Rechthaberei, wie die vom Neunzig, der als Hinterster natürlich am höchsten geflogen sein wollte, mit einem Salto nämlich über uns dreie weg. Der war ja so ein halber Indianer, daß er aus der Schneespur wahrslagen konnte. Nur gut, daß der Schlitten nicht auch noch was meinte und der Stoffler, weil wir außer Rand und Band waren, wiederum Schluß machte, indem er sagte: „Ich meine, das war einfach Dufel und es reut mich im Leben nie, daß ich den Holzschopf aufbrochen habe, denn mir der Bod gesperrt war; und sollte ich auch nig zum Christkindel kriegen als höchstens von den Fertigen.“

Da fiel mir siedichheiß der Bautasten ein und daß sie daheim womöglich schon beschert hätten ohne mich; wäre uns Heulen gern ausgekniffen und konnte wieder nicht, weil die drei wie närrisch taten: Man müsse zusammenhalten und zeigen, daß wir keine Kinder mehr seien, die nach so was frügen. Einen Verein müsse man gründen mit Abzeichen an den Rappen und mit dem Stoffler als Vorstand. Aber dann täte es Beitrag kosten, hustete der Emil und er habe kein Bims. Dafür wäre wieder der reiche Neunzig recht gewesen, der dafür Kassier sein dürfte. Mit dem Geld ließen wir den Hörnerschlitten feuergeißelrot anstreichen und vorne drauf einen goldenen Adlerkopf setzen und vom Uebrigen kaufte man Feuerwerk zum Stiftungsfest. So schwadronierten wir durcheinander auf dem Heimweg, und wer noch dazukam, wurde gleich eingeweiht.

Dann schoß eins uns andre mit Gutnacht ab, mit seinem Rutscher oder Hocker und mit den blauen Doben im Hosensack, bis nur noch der Franz und ich übrig waren. Da seufzte er doch: „'s Schönste habe ich gehabt, wäre nur schon 's Unschönste vorbei.“

Der mein aber hatte selber Mores, wie schon da und dort Lichterbäume ausgingen, und meinte schließlich: „Und kriegen wir beide nig, braucht keiner dem andern was zu verehren, aber als habe ich das Weisen gelernt und du den Zwölfer.“

„Das stimmt,“ sagte er, „der sitzt jetzt. Gutnacht Kleiner, laß dir was bescheren,“ und sauste davon daß der Bod nur so hopfte. An der Ecke grinste er zurück und klatschte sich aufs Hinterteil, und da ich ihm nachrief: „Wieviel ist es mal zwölft?“ juchzte er zurück: „Hundertzweiunddreißig!“ und weg war er und später mein bester Freund.

Aber den Dufel noch: Wie ich heimkomme, ist noch kein Vater da, also noch kein Christkindel, und hat vor lauter Putzen und Herrichten und Gutfelbades niemand was gemerkt. Wer aber seinen Bautasten kriegte und zwar einen funkelnagelneuen, weil der vom Adolf gegen was Besseres hätte ungetauscht werden müssen, was uns nicht paßte, war halt der mein, und sonst noch allerhand.



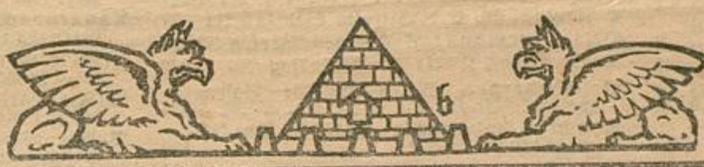
1948 no 4294

Die Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

Inhaltsübersicht



Jahrgang 1922

Gedichte.		Erzählungen und Skizzen.		Seite	
	Seite		Seite		Seite
Bauer, Ernst: Deutschland (19)	127	Daader, Emil: Die Treppe (20)	160	Scheide, Kurt: Signora Illustrissima. Eine Schwebinger Historie (45)	247
Bauer, Ernst: Aprilwetter (19)	127	Baumann, Josef: Die gnäbia' Ditt' (52)	278	Scheffel von, F. V.: Eine Bibliotheksfahrt nach Madras (43)	240
Bergmann, E. A.: Dästerblaue Winternacht (51)	271	Bergmann, Konrad Arnold: Die Fahnenweihe der „Cäcilia“ (1. 2. 3) . . . 7, 14, 23	23	Schmidt, Paul: Die Liebesprobe (24)	151
Bittich, Max: Silberne Nacht (28)	171	Bergmann, Konrad Arnold: Fragmentsarisches Bild einer Familiengeschichte aus dem Tagebuch des Frangott Wellenreiter (47, 48)	254, 259	Schmittbrenner, Erika: Der vertauschte Tod (39)	223
Drollinger, Hans: Herbst (39)	222	Berner, Karl: Durchs dunkle Tor (30)	179	Strauß, Emil: Am Ruder (Ein Nachstück) (5)	34
Eichhorn, Otto: Mädchen u. Märchen (53)	280	Bittich, Max: Das Himmelbett im Böhmerwald (28)	171	Strauß, Emil: Aus dem Roman „Der nackte Mann“ (5)	36
Gmelin, Friederike: Gudrun (30)	179	Chrls, Hans Heinrich: Die Heimkehr des Blinden (52)	274	Sturm, Eugen: Das Sonntagskind (14)	99
Gmelin, Friederike: Sankta Elisabeth (30)	179	Fuhrmann, Magda: Nach dem Konzert (4)	31	Thoma, Ludwig: Kino (41)	231
Gmelin, Friederike: Nachtwache (46)	252	Fuhrmann, Magda: Ein Brief (8)	59	Villingner, Hermine: Eberne Gloden (44)	242
Gmelin, Friederike: Heilige Nacht (52)	278	Fuhrmann, Magda: Nr. 45: Sterbender (10)	75	Weigand, Wilhelm: Bränklische Kleinstadt (11)	79
Joho, Karl: Mannesliebe (12)	87	Fuhrmann, Magda: Es war ein junger König (20)	132	Weigand, Wilhelm: Aus dem „Ring“. Ein Novellentwurf (11)	79
Joho, Karl: Im Vorirübling (12)	87	Fuhrmann, Magda: Der Garten (42)	236		
Jörger, Karl: Sommermüdig (23)	147	Fuhrmann, Magda: Armut (49)	263		
Jörger, Karl: Abend im Dorf (23)	147	Gaertner, W. G.: Der Geist des Gerichtsschreibers im Graubrunnen (4)	30		
Kopp, Fritz Erich Wolfgang: Antaeos (32)	188	Hafenauer, Hermann: Wie ich ein berühmter Maler wurde . . . (12)	95		
Kremser, Werner: Das letzte Lied (50)	267	Heinrich, Fritz-Walter: Aus dem Tagebuch eines Kriegsgefangenen (1)	5		
Marx, Ludwig: Prolog (4)	26	Heinrich, Fritz-Walter: Uraltes Lied (84)	199		
Marx, Ludwig: Ein Tag (31)	184	Huber, Ernst: Johann Adam Müller, der Prophet (35)	207		
Mathi, Maria: Erinnerung (5)	33	Joho, Karl: Aus der Irrenanstalt Jünnenau (10)	72		
Meyer, Franz Sales: Weihnachtskantate (52)	278	Jörger, Karl: Geschicklein vom Friedli (45)	248		
Michaeli, Otto: Zwei Dichtungen v. Thomas Moore (6)	64	Jundt, E. M.: Ein alt-badischer Kriegsmann (9)	63		
Michaeli, Otto: Die Glockenblume (13)	90	Karrillon, Adam: Um eine Doktorrechnung (17)	116		
Michaeli, Otto: Der Traum der armen Enfaune (34)	199	Karrillon, Adam: Hart oder weich (33)	195		
Rudin, Fritz: Weihe der Minne (30)	224	Kiefer, S. A.: Die den Frühling suchten (12)	87		
Rehbold, Alfons: Gedichte (42)	294	Koch, Anna: Die Mumie (21)	135		
Rothmund, Toni: Der Rosenbaum im Herbst (45)	247	Kopp, Fritz: Das Versprechen (22)	139		
Sachs, Walter: Juhagente (2)	14	Körber, Paul: Wie ich die Heimat wieder fand (1)	3		
Seibert, Anna: O arme Zeit (40)	227	Körber, Paul: Heimkehr (36, 37)	210, 215		
Si. vers von Siegfried: Dunkle Stunden (4)	31	Kämmle, August: Der Winterjörg (51)	271		
Schmidt, Paul: Du bist der Leiseste von Allen (20)	131	Aus dem Memorialbuch des Hans v. Schweinichen (29)	178		
Schmidt, Paul: Am Strom (20)	131	Polsta-Ritter, Hu: Etruskische Legende (18)	119		
Schmitt, Christian: An Heinrich Bierordt (10)	111	Preissendanz, Karl: Irnela (9)	67		
Schmitt, Christian: Offenes Bekenntnis (18)	118	Preissendanz, Karl: Der Bagatellenkarle (15)	107		
Bierordt, Heinrich: Jules Favres Tränen (39)	223	Raschl, P. Thimo: Abt Gerberts Reise nach Bad Pflzers (12)	84		
Bierordt, Heinrich: Hölty (35)	203	Riese, Lola: Zwischen Sehnsucht und Schmerz (32)	188		
Bierordt, Heinrich: Zwölf deutsche Sprüche (22)	133	Rothmund, Toni: Der Bäcker (23)	147		
Bierordt, Heinrich: Parkbilder (10)	112	Speer, Otto: Herkfeld und die badischen Jäger (38)	219		
Wirsner, Margarete: Zum 3. Februar 1922 (Desers Geburtstag) (7)	53				
Zentner, Wilhelm: Regentag (30)	210				
Zweifel-Brown, Heinz: Die Stunde Ruhe (30)	180				
Zweifel-Brown, Heinz: Regenmacht (30)	180				
Zweifel-Brown, Heinz: Du Leben (41)	231				
Zweifel-Brown, Heinz: Reich deine weißen Hände (41)	231				
Zweifel-Brown, Heinz: Lied des Spielmanns (50)	267				

	Seite		Seite
Preisendanz, Karl: Aus der Handschriften- ableitung der Landbibliothek (43)	138	Sirler, Franz: Max Billich (23)	169
Mieh, Margot: Dilettant und Künstler (32)	185	Sojmann, Karl: Aus Adolf Kuhmanns Jugendzeit (9)	68
Ewey, Otto: Vom Rhythmus des Lebens (5)	88	Joho, Karl: Zur Einführung in die Deser- nummer (7)	49
Scholz, Georg: Kunst und Klisch (14)	97	Joho, Karl: Neue Scheffelbriefe (38)	219
Scholz, Georg: Otmanns Pflanz erleben im Sawa:zwald (39)	221	Jojo, Karl: Von Hermine Billingers leb- ten Erzählungen (44)	241
Staatsmann, Karl: Vom Wesen der deutschen bildenden Kunst (17)	113	Kilian, Eugen: Der Dorfschulmeister Sauter und die Biedermeierpoese (13)	89
Belten, Rudolf: Das Grundproblem der neulichen Erziehung (4)	27	Kilian, Eugen: Zur Würdigung Bauern- felds (47)	253
Belten, Rudolf: Die Zubereitung des kul- turphilosophischen Widerstands in der Gegenwart (38)	209	Kilian, Eugen: Zeitgemähes aus Schul- meister Sauters Dichten (51)	269
Weiner, Otto: Geschichte des Volksschul- weien in der ant. Markgrafschaft (6)	204	Knaab, Richard Valentin: Aus der Musik- abteilung der Badischen Landesbibliothek (9)	63
Wirth, Karoline: Hermann Deser, der Lehrer (7)	52	Krieger, Albert: Ein Wielandbrief (4)	28
Geschichte, Kunst-, Kultur-, Literatur- und Musikgeschichte, Theater.			
Adermann-Büh: Molières dichterische Originalität und seine Einwirkung in der Gegenwart (3)	17	Marshall von Heberst in Krefeld: Großherzogin Luise von Baden (33)	193
Arndt, Wilhelm: Alons Bebold (42)	233	Nombert, Alfred: Geschichte meines Lebens (8)	46
Becker, Hans Otto: Die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 (19)	124	Mundling, Friedrich: J. P. Hebel und Goethe (19)	122
Ben, Richard: An Nombert (6)	41	Reiter, Walter: Ein Brief an die Schrift- leitung (3)	187
Berger, H. S.: Schauspieler und Kritiker (3)	20	Deistering W. E.: Badische Bäckerschau Nr. 33 (7)	55
Beringer, Josef: Neuhlin-Medaille (27)	103	Deistering W. E.: Badische Bäckerschau Nr. 34 (8)	59
Bräuer v., Arthur: Großherzog Friedrich I. (33)	102	Deistering, W. E. und Joho, Karl: Ba- dische Bäckerschau Nr. 35 (29)	173
Dasse, Hermann Erich: Schwarzwälder Maler (7)	54	Deuring, W. E.: Badische Bäckerschau Nr. 36 (30)	267
Dennig, Max: Philipp Wilkops Heinrich von Klein (1)	2	Diering, W. E.: Wilhelm Wegand (11)	77
Doderer, Otto: Emil Strauß (5)	33	Deiser, Hermann: Aus seinen Werken (7)	53
Drimmeberg, Hans: Hans Thoma über Sinterglasmalerei und Glasmalerei (2)	9	Preisendanz, Karl: Dreikönigstag (53)	279
Eberlein Kurt Karl: Alfred Nombert - der Dichter (6)	42	Reichenberger, S.: Griechische Vasen- malerei (25)	153
Finckh Ludwig: Der Zinshausener Bi- aurenmaler (10)	71	Reuhlin, Johannes: Aus den Dunkel- männerbriefen (27)	169
Fun, Heinrich: Drei Briefe von J. P. Hebel an J. G. Müller in Schaffhausen (23)	144	Ritt, Hans: Oskar Eisenmann (8)	21
Funt, Heinrich: Zwei Briefe des Kur- fürsten Karl-Friedrich von Baden an J. G. Müller in Schaffhausen (38)	219	Sallwitz v., Edmund: Goethe von Georg Brandes (10)	69
Goldschmidt, Rudolf K.: Gerhart Haupt- mann als Epiker (2)	11	Schneider, Albert: Heinrich Hebbels plastische und graphische Kunst (2)	143
Goldschmidt, Rudolf K.: Dittima (23)	137	Schweizer, H.: Zu Friedrich Kloes 60. Geburtstag (49)	201
Goldschmidt, Robert: Die Einweihung der Universität in Strassburg vor 50 Jahren (13)	117	Stord, W. F.: Goethe und die bildenden Künste (1)	1
Graeber H. G.: Adolf Kuhmann (8)	57	Waldenair, Arthur: Weinbrenners Be- bauungsplan zum Esslinger-Lorplatz in Karlsruhe (30)	177
Gelpach, Willy: Goethe der Mensch (15)	101	Waldenair, Arthur: Weinbrenners Nach- lass. Ein Brief (37)	214
Heinrich, Fritz-Koster: Der Schriftsteller G. E. Lessing (4)	26	Walter, Karl: Otto Wolf an Adrikes Schwester (9)	64
Heinrich, Fritz-Koster: Novall (19)	121	Walter, Karl: Christian Schmitt (33)	194
Hessbacher, Karl: Hermann Deser als Dichter (7)	59	Wend, Mathilde: Erinnerungen an Jo- hanna Brahm (13)	93
		Wittkop, Philipp: Heines „Rouche“ (53)	277

	Seite
Zentner, Wilhelm: Heinrich Vietordt (16)	109
Zentner, Wilhelm: Altdenische Frühungs- lieder (2)	145
Zimmermann, Paul Fr.: Ein ungedruck- ter Brief Karl Friedrich Lessings (12)	83
Volkstanz, Landes- und Staatsge- sichte.	
Zanmann, Gustav: Alt-Bilinger Spott- lieder (37)	213
Zerg, Walter: Allerlei von der Yburg (15)	104
Zehle, Eugen: Das Pochen im Volks- glauben (51)	271
Zinck, Ludwig: Stammtafeln (14)	98
Zunz, Heinrich: Die Sage vom Rode- weiden und Scheffel, „Mär vom Roder- weiden“ (41)	239
Zwack, Gottlieb: Kirchenpust (12)	86
Zwack, W.: Der Bateriaat Fiorheim zur Neu-Altstadt (27)	165
Zwack, W.: Namensänderungen in Baden (20)	130
Zwack, W.: Anton Rindenschwender, ein Mann eigener Kraft (13)	92
Zwack, W.: Freiburger Münster (35)	203
Zwack, W.: Die Schlacht bei Wimp- fen (13)	126
Zwack, W.: Johannes Reuhlin und das Badnerland (27)	164
Zwack, W.: Die badischen Prämonen der deutschen Reichsmänner 1372 - 1922 (40)	225
Zwack, W.: Ein Besuch in Alt-Karls- ruhe (38)	217
Zwack, W.: Bilder aus Alt- Karlsruhe (3)	12
Zwack, W.: Wäld und Neuenberge im Kraichgau (32)	193
Zwack, W.: Karlsruhe Baukunst vom Barock bis zur Romantik (3)	23
Zwack, W.: Wiederaufbau von Durlach und Karlstadt seit der Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1639 (23)	146
Zwack, W.: Inschrift des Grimmelshausen- mals in Neuen (29)	176
Zwack, W.: Ereignisse des Dreißigjährigen Kriegs in Baden im Jahre 1706 (2)	12
Zwack, W.: Zu einer Alt-Karlsruher Sage (17)	115
Zwack, W.: Auschnitte aus einem Adeisarchiv (26)	153
Zwack, W.: Das Lutherbildnis in der Karlsruher Kunsthalle (4)	251
Zwack, W.: Die Karlsruher Marktplatzpyramide (4)	249
Zwack, W.: Ein Silberfund bei Kehl (3)	178
Zwack, W.: Eine römische Bildsäule bei Lichtenau (42)	235
Zwack, W.: Musikleben im alten Elz (15)	205
Zwack, W.: Ein merkwürdiges Bittacius aus alter Zeit (4)	29

11. B.
Ein
hauer
indes
in der
bildende
mit Ein
den Un
tem ge
geförde
Kunstf
Thorau
traut.
Kademe
geführt
franzö
edlen
die Ku
blätter
tigt mi
Nieder
nachem
Hagede
dern
Nur v
der b
Forme
des S
Beacif
Hamar
So we
gechri
einer
reitefe
mende
sich di
zagha
junge
denz
Klassi
in ihr
mehr
D
nach d
1779)
ten, u
füllun
heit d
Wale
der S
Wann
grenz
W
Leben
und
baren